

**OTTOGRAF ZU STOLBERG-WERNIGERODE
DEUTSCHLAND UND DIE VEREINIGTEN STAATEN**

**Deutschland
und die Vereinigten Staaten
von Amerika
im Zeitalter Bismarcks**

Von

Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode

Privatdozent für neuere Geschichte an der Universität München



Walter de Gruyter & Co.

**vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung / J. Guttentag, Verlags-
buchhandlung / Georg Reimer / Karl J. Trübner / Veit & Comp.**

Berlin und Leipzig 1933

Archiv-Nr. 33 13 83

Druck von Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10

Dem Andenken meiner Mutter

Vorwort.

Für das vorliegende Buch sind von mir in Deutschland die Archivalien des Politischen Archives des Auswärtigen Amtes, des Geheimen Staatsarchives Berlin-Dahlem und des Reichsarchives in Potsdam mit seinen Zweigstellen Berlin und Frankfurt a. M. eingesehen worden. In den Vereinigten Staaten standen die Bestände des Archives im Staatsdepartement Washington D. C., der Manuskriptabteilung der Kongreß-Bibliothek, der Öffentlichen Bibliothek in New York und die Privatpapiere von Andrew Dickson White in der Bibliothek der Cornell-Universität, Ithaca, zur Verfügung. Bei der Eigenart meiner Forschungsaufgabe habe ich eine sehr große Anzahl von Aktenstücken einsehen müssen, die das behandelte Thema nur im weiteren Sinn berühren. Auch Konsularberichte wurden in weitestem Umfange hinzugezogen. Ich darf von einer Einzelaufzählung der benutzten Archivalien daher wohl Abstand nehmen.

Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 ist als zeitlicher Einschnitt betrachtet worden. Aus dieser mehr äußerlich begründeten Teilung ergab sich der Vorteil, den Stoff übersichtlicher gliedern zu können. Ich habe Wert darauf gelegt, die Fragenkomplexe in sich abzurunden; so z. B. von dem Karolinenkonflikt mit Spanien 1885 eine quellenmäßig aufgebaute Darstellung gegeben, obgleich dieser Streit nur peripherisch die deutsch-amerikanischen Beziehungen berührt. Nur die Samoafrage habe ich in ihrer letzten Entwicklung nach 1890 nicht mehr ausführlich behandelt, da mir bekannt war, daß diese Zeit von anderer Seite bearbeitet wird, und die deutsche Kolonialpolitik nach 1890 in einen ganz anderen politischen Zusammenhang gehört.

Im ersten Kapitel sind die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten bis zum amerikanischen Bürgerkrieg im großen Zusammenhang geschildert worden. Obgleich dieses Kapitel nur an einigen Stellen Anspruch darauf erheben kann, neue Forschungsergebnisse zu liefern, so war doch eine solche Zusammenfassung um so notwendiger, als sie noch gänzlich fehlt. Auch habe ich im zweiten Kapitel den amerikanischen Bürgerkrieg und die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu den europäischen Großmächten historisch entwickelt, auf die Gefahr hin, dem amerikanischen Leser nichts Neues zu sagen, da ich nicht ohne weiteres darauf rechnen durfte, daß die amerikanische

Geschichte dem deutschen Leser vertraut ist. Wenn das Buch mit verhältnismäßig vielen Fußnoten belastet ist, so sollen diese andern Forschern auf dem noch wenig beschrittenen Gelände den Weg ebnen.

Die Auswahl der im Anhang veröffentlichten Aktenstücke ist wegen der Raumknappheit unter den Gesichtspunkt gestellt worden, daß in erster Linie solche Stücke aufgenommen sind, die der deutschen Forschung unmittelbar nutzbar gemacht werden können. Außerdem wurden noch einige Dokumente beigelegt, die wegen ihrer grundsätzlichen Bedeutung der Öffentlichkeit vorgelegt werden sollten. In das Bücherverzeichnis haben über die für das Buch benutzte Literatur hinaus Titel solcher Bücher Aufnahme gefunden, welche die Politik der Vereinigten Staaten gegenüber europäischen Mächten behandeln.

Die deutsch-amerikanischen Beziehungen sind für den von mir behandelten Zeitraum nur in einer Schrift bisher zusammenhängend betrachtet worden, und zwar von Jeannette Keim, *Forty Years of American-German Relations*, Philadelphia 1919. Das Buch von Keim ist in einem unverdienten Maße in Deutschland unbekannt geblieben, weil es bereits kurze Zeit nach dem Weltkriege erschienen ist. Die Verfasserin hat die deutschen und amerikanischen Staatsarchive für ihre Arbeit noch nicht benutzen können, aber mit viel Fleiß die gedruckte Literatur zusammengestellt und aus Manuskriptsammlungen Neues hinzufügt. Ich habe mich ihres Buches mit viel Nutzen bedient, so sehr mir auch günstigere Zeitumstände gestattet haben, stofflich weit über dieses hinauszugehen.

Bei den Vorarbeiten habe ich ein so ungewöhnliches Maß von Interesse und freundlichem Entgegenkommen gefunden, daß ich fast in Verlegenheit bin, nach welcher Richtung hin sich mein Dank zunächst richten soll. Für das Zustandekommen eines längeren Forschungsaufenthaltes in den Vereinigten Staaten bin ich dem Herausgeber der Süddeutschen Monatshefte, Herrn Professor Coßmann, besonders verpflichtet, der mich überhaupt bei meinem Vorhaben mit Anteilnahme beraten und gefördert hat. In seiner damaligen Eigenschaft als Referent der Kriegsschuldforschung im Auswärtigen Amt hat mir der Gesandte in Riga, Herr Dr. Friedrich Stieve, für meine Arbeiten in Amerika Beihilfen vermittelt. Das Entgegenkommen der Hamburg-Amerika-Linie, besonders ihres leider inzwischen verstorbenen Generaldirektors Dr. Cuno, hat die Überfahrt ermöglicht. Wiederholte Forschungsstipendien der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und des Preußischen Kultusministeriums, die mir auf freundliche Vermittlung der Herren Geheimrat Oncken und Ministerialrat Windelband gewährt worden sind, haben die Durchführung des ganzen Arbeitsplanes gesichert. Mein hochverehrter Lehrer, Herr Geheimrat Erich Marcks,

die Herren Geheimrat Oncken und Professor Paul Herre haben mich in der liebenswürdigsten Weise beraten; für die letzte Fassung waren Ratschläge und Anregungen der Herren Professoren Arnold Oskar Meyer und Karl Alexander von Müller sowie des Bibliotheksdirektors Wilhelm Herse in Wolfenbüttel für mich von großem Wert. In meinen Dank an die genannten Herren schließe ich auch den Grafen Albrecht zu Stolberg-Wernigerode wegen seines betätigten Interesses ein. Auch bei den Leitern und Beamten der Archive und Bibliotheken konnte ich stets mit bereitwilligem Eingehen auf meine Wünsche rechnen. Kann ich den Dank dafür auch nur in allgemeiner Form zum Ausdruck bringen, so möchte ich doch die Herren vom Amerika-Institut Dr. Bertling und Professor Dr. Schönemann, vom Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes Geheimrat Saß und Legationsrat Dr. Kämpfe, Mr. Tyler Dennett vom Staatsdepartement in Washington, sowie den Bibliothekar der Kongreß-Bibliothek Mr. Putnam erwähnen, die mir meine Arbeiten in jeder erdenklichen Weise erleichtert haben.

Eine Dankespflicht ganz besonders angenehmer Art habe ich der Vorsteherin des Staatsarchives in Washington, Mrs. Maddin Summers, abzutragen. Schon bei meinen Arbeiten im Staatsdepartement 1928 hat mir Mrs. Summers mit ihren großen archivalischen Kenntnissen manchen Umweg erspart und mich auf manche neue Spur verwiesen. Einen weit größeren Dienst hat mir jedoch Mrs. Summers nach meiner Rückkehr nach Deutschland geleistet. Auf jede Frage habe ich von ihr in den letzten Jahren bereitwillige und immer ausgezeichnete Auskunft erhalten; über dies hinaus verdanke ich ihr die Beschaffung eines sehr beträchtlichen Teiles desjenigen Stoffes, den ich bei der knapp bemessenen Zeit in den Vereinigten Staaten nicht mehr zusammenzubringen vermochte. Ohne die unermüdliche und ungewöhnlich verständnisvolle Mitarbeit von Mrs. Summers hätte ich das Buch in der jetzt vorliegenden Form niemals schreiben können. Sehr nützlich sind für mich auch kleinere Untersuchungen gewesen, die ihr Sohn Herr Lionel Summers sowie Herr Richard C. W. De Wolf in der Kongreß-Bibliothek übernommen haben, soweit sie nur an Ort und Stelle auszuführen waren. Abgesehen von der unschätzbaren Mitarbeit meiner Frau haben mir bei den letzten Durchsichten und Lesen von Korrekturen die Herren Studienassessor Nithack und Valjavec hilfreich zur Seite gestanden.

Zum Schluß habe ich noch der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft für die Bewilligung eines Druckkostenzuschusses sehr zu danken.

München, Ende Februar 1933.

Zur Beachtung

Häufige Abkürzungen: Ges. W. oder G. W. = Bismarcks Gesammelte Werke, Friedrichsruher Ausgabe; F. R. = Papers relating to Foreign Relations. Im Text in Klammern gesetzte Daten ohne besondere Angabe bedeuten stets amtliche Berichte oder Erlasse

Inhaltsangabe

I. Teil

Der Weg zur nationalen Einheit

	Seite
Vorwort	V
Inhaltsangabe	IX
Einleitung	3
Kapitel 1.	
Die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten bis zum amerikanischen Bürgerkrieg	8
Kapitel 2.	
Die europäischen Mächte und der amerikanische Bürgerkrieg	36
Kapitel 3.	
Preußen, Deutschland und der Sezessionskrieg	55
Kapitel 4.	
Die Auswirkungen des Sezessionskrieges auf die europäische Politik ..	76
Kapitel 5.	
Die Vereinigten Staaten und die Begründung des deutschen Nationalstaates	98
Kapitel 6.	
Die Vereinigten Staaten und der Deutsch-Französische Krieg 1870/71	121

II. Teil

Der Weg zur Weltmacht

Kapitel 1.	
Die ersten Wirtschaftskämpfe	148
Kapitel 2.	
Deutsche Auswanderung und Auswanderungspolitik nach der Reichsgründung	190
Kapitel 3.	
Deutschland und die Vereinigten Staaten in der Südsee.	
I. Deutsche und amerikanische Kolonialpolitik	214
II. Die Großmächte und Samoa	247
Ausblick	298
Dokumenten-Anhang	305
Bücherverzeichnis	340
Personenverzeichnis	362

I. Teil

Der Weg zur nationalen Einheit

Einleitung.

Das Buch über Deutschland und die Vereinigten Staaten ist aus dem Erlebnis des Weltkrieges entstanden. Für die jüngere Kriegsgeneration kam der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg besonders überraschend. Die Beteiligung der Amerikaner am Kriege wollte durchaus nicht in das Bild passen, das diese Generation vom Schulunterricht mitgenommen hatte. Von amerikanischer Geschichte, von den Grundlagen des amerikanischen Staates bestanden bei ihr nur ganz undeutliche Vorstellungen. Die Tatsache, daß die Vereinigten Staaten für den Ausgang des Krieges so wichtig geworden sind, so verhängnisvoll für Deutschlands Schicksal, regte zum Nachdenken über die früheren Beziehungen zwischen diesen beiden Ländern an. Wer sich da nicht mit oberflächlichen Erklärungsversuchen begnügen wollte, die von allen Seiten reichlich angeboten wurden, der mußte in der Vergangenheit nachforschen, um eine einigermaßen befriedigende Begründung für die Vorgänge der Gegenwart zu finden. Doppelt wachsam mußte man da allerdings gegenüber der Versuchung sein, aus den jüngsten Ereignissen Rückschlüsse auf die Vergangenheit zu ziehen und umgekehrt. Ich habe es deshalb dankbar empfunden, daß die Art des Stoffes mich zwang, die Darstellung zeitlich weit zurückzuverlegen. Gleichzeitig habe ich durch zeitliche Begrenzung den Vorteil ausgenützt, um die Persönlichkeit Bismarcks das schwer Faßbare, das sonst leicht Auseinanderfließende dieser Beziehungen zu ordnen. Es kam auf eine Gesamtdarstellung an. Der Anspruch wird nicht erhoben, daß für alle angeschnittenen Fragen schon die endgültige Antwort gefunden worden ist. Das Interesse an dem behandelten Thema ist in letzter Zeit so erfreulich gewachsen, daß sicherlich im einzelnen noch wertvolle Ergänzungen und Vertiefungen zu erwarten sind. Absichtlich wurde bei dem Titel des Buches das Wort »Beziehungen« vermieden. Denn nicht nur Beziehungen im engeren Sinne sollten geschildert, sondern ähnliche Erscheinungen in den beiden Ländern beobachtet und auf ihre tieferen Zusammenhänge untersucht werden. Aus diesem Grunde schien es mir auch gerechtfertigt, besonders in den ersten Abschnitten des Buches die andern europäischen Länder stärker mit zu berücksichtigen, als es dem Thema streng genommen entsprach. Denn das besondere Kennzeichen des deutsch-amerikani-

schen Verhältnisses hat für einen längeren Zeitraum in einer politischen Mittelbarkeit bestanden; es wurde durch die Politik anderer Mächte, vornehmlich Englands, wesentlich mitbestimmt.

Das zeitliche Zusammentreffen bedeutungsvoller Ereignisse der deutschen und amerikanischen Geschichte ist jedoch allzu augenfällig, als daß man es übersehen könnte. Aus den Erfolgen Friedrichs II. von Preußen im Siebenjährigen Kriege entwickelte sich das neue Deutschland. Der gleichzeitige Kampf Englands mit seinen amerikanischen Kolonien gegen Frankreich entschied die Zukunft Nordamerikas. Frankreich verlor Kanada; die Vorherrschaft des Protestantismus in Nordamerika war damit gesichert. Hundert Jahre später, im Jahre 1864, standen wieder deutsche und amerikanische Soldaten auf den Kriegsschauplätzen von zwei Erdteilen. Wohl waren die Ursachen, die zu dem amerikanischen Bürgerkrieg und dem dänischen Krieg geführt haben, sehr verschieden; aber das eigentliche Endziel war doch das gleiche, hier wie auf der andern Seite des Ozeans wurde um die Wiedererlangung der nationalen Einheit gekämpft. Die Kämpfe an den Düppeler Schanzen, wie um Richmond, legten den Grundstein für den geschlossenen Nationalstaat. Nach dem Abschluß dieser Einigungskämpfe wurde für Deutschland und die Vereinigten Staaten die Aufgabe vordringlich, die Kräfte nach innen zusammenzufassen. Das Deutsche Reich hat sich früher wieder weltpolitischen Problemen zugewandt, als die Vereinigten Staaten. Die Anfänge der deutschen Kolonialpolitik fanden in der amerikanischen Union noch keinen entsprechenden Widerhall. Im Gegenteil, die siebziger und achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts zeigen die amerikanische Politik selbstgenügsam, nach innen gerichtet, ohne Fernziele. Amerika brauchte noch immer seine ganze Kraft für den großen Vormarsch nach dem Westen des Binnenlandes. Und doch handelte es sich für die Vereinigten Staaten damals um eine Vorbereitungszeit. Die Ansprüche kommender Zeiten wurden schon angemeldet, auch gegenüber Deutschland. Der Norddeutsche Bund war erst vor kurzem begründet, als schon der Vorsitzende des amerikanischen Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten, Charles Sumner, die Regierung um Benachrichtigung ersuchte, falls der Norddeutsche Bund beabsichtigen sollte, eine Flottenstation in Westindien zu erwerben. Der letzte Schuß in Frankreich war noch nicht lange verhallt, als die Regierung in Washington bei ihrem Berliner Gesandten mißtrauisch anfragte, was Deutschland in Venezuela erstrebe. Vergeblich bemühte sich Carl Schurz, bei der großen Senatsdebatte 1871 über die Insel San Domingo in Westindien, die der Präsident Grant zu annektieren wünschte, seine amerikanischen Landsleute davon zu überzeugen, daß Deutschland nicht an einen Erwerb von San Domingo dächte; zu stark

war schon die Ansicht verbreitet, daß das eben geeinigte Reich mit seiner wachsenden Bevölkerung sich dorthin wenden müsse, wo noch Spielraum vorhanden sei. Wobei das Gefühl mitsprach, daß die Interessensphäre der Union dadurch berührt werden könne. Als dann Deutschland ernstlich begann, sich in den Kolonialwettbewerb einzuschalten, waren die Vereinigten Staaten mit Protesten und Einwänden sogleich zur Hand, wenn sich die Möglichkeit eines eigenen späteren Anspruches ergab. Und mochte die Überzahl der Amerikaner außenpolitischen Erwägungen noch so gleichgültig, ja fast feindlich, gegenüberstehen, in einzelnen Politikern, wie dem Staatssekretär James Blaine, in dem Diplomaten John Kasson lebte die Tradition des Imperialismus weiter, der vor dem amerikanischen Bürgerkrieg schon so lebendig gewesen war.

Bismarck mußte daher bei verschiedenen Gelegenheiten, auf der westafrikanischen Konferenz (1884), im Karolinenstreit (1885), und bei der Samoa-Frage die amerikanischen Interessen mit berücksichtigen. Die Vereinigten Staaten waren zu Bismarcks Zeiten noch keine Weltmacht. Aber ihre Doppelstellung als atlantischer und pazifischer Küstenstaat wies ihren Handel auf diejenigen Wasserstraßen, auf diejenigen Inselgruppen, die von den andern großen Mächten befahren und in Anspruch genommen wurden. Sieht man aus diesem Gesichtswinkel die deutschen Angelegenheiten, so läßt sich behaupten, daß es von besonderem Vorteil gewesen wäre, wenn sich die Einigung Deutschlands zwanzig Jahre früher vollzogen hätte. In einer ruhigen Übergangszeit würden sich die Deutschen dann auf die durch die Technik revolutionierte Wirtschaft umgestellt haben. Auch bei der Suche nach Siedlungsland für seine überzähligen Menschen wäre Deutschland aller Voraussicht nach damals noch nicht auf so starke Widerstände gestoßen, wie es nachher der Fall gewesen ist. Besonders Englands Handlungsfreiheit war wegen der inneren Neuordnung des Imperiums und der politischen Gegensätze zu Frankreich und den Vereinigten Staaten in dieser Zeit noch stark behindert. Deutschland trat außerdem zu einem Zeitpunkt in die Reihe der großen Nationalstaaten ein, in dem sich die Weltwirtschaft bereits umgebildet hatte; es mußte gewissermaßen in der Hochsaison seine Einkäufe erledigen, anstatt im Ausverkauf, jeden kleinen Vorteil auf kolonialem Gebiete durch unbequeme Reibungen, später sogar mit Entschädigungen bezahlen.

Es gab keine Möglichkeit, kleinere Zusammenstöße mit den Vereinigten Staaten bereits in den achtziger Jahren zu vermeiden. Wie besonnen und vorsichtig waren Bismarcks Anfänge in der Kolonialpolitik, ein Vorwärtstasten, widerwillig aus dem Zwange geboren, der deutschen Wirtschaft, dem deutschen Kaufmann zu helfen! Wenn die

unhaltbare Herrschaft zu Dreien — Deutschland, England und die Vereinigten Staaten — in Samoa zu Streitigkeiten führte, wenn die konsularischen Vertreter, weit von ihrem Heimatstaat entfernt, auf eigene Faust Politik trieben, so konnte eine auch noch so gemäßigte Politik vorübergehende Belastung der gegenseitigen Beziehungen nicht verhindern. Die Vereinigten Staaten glaubten schließlich über Bismarck zu triumphieren, als dieser 1889 in der samoanischen Frage nachgab. In Wirklichkeit hat er keinen Augenblick an einen Krieg mit der Union gedacht. Die Pflege einer überlieferten Freundschaft, die möglichste Schonung der amerikanischen Empfindlichkeit ist ihm richtunggebend geblieben.

Aber ein anderes Moment sollte dem deutsch-amerikanischen Verhältnis allmählich ein anderes Gesicht geben. Von den achtziger Jahren an tritt die Wirtschaftsrivalität zwischen den beiden Ländern immer deutlicher zutage. Vor der Reichsgründung war der Handel der Vereinigten Staaten mit den deutschen Einzelstaaten nicht entfernt so wichtig für jene, wie der Handel mit andern Ländern Europas. Nachher rückte Deutschland rasch an eine hohe Stelle. Die Entwicklung der beiden Länder zu Industriestaaten hatte für sie verschiedene Folgen. Deutschland wurde Einfuhrland für Lebensmittel und Rohstoffe, die Vereinigten Staaten blieben Selbstversorger; sie waren das große Proviantlager Europas und konnten obendrein mit billigen Industrieprodukten die Konkurrenz unterbieten. So waren die Vereinigten Staaten auch imstande, das Gesetz im Handelsverkehr willkürlich zu bestimmen; sie versagten Gegenseitigkeit, wo Deutschland solche gewährt hatte; ihre einschneidenden Schutzzolltarife in den neunziger Jahren waren für den deutschen Partner schwer tragbar. Als ersten Vorläufer dieser Wirtschaftskämpfe, die mit Unterbrechungen bis zum Weltkriege gedauert haben, muß man die Vorgänge des Jahres 1884 ansehen. Die Erregung, die damals in den Vereinigten Staaten über die deutschen Einfuhrverbote entstand und zu diplomatischen Auseinandersetzungen führte, ist ein untrügliches Zeichen, wie wichtig Deutschland bereits für die Vereinigten Staaten als Absatzgebiet geworden war. Da gerade die Wirtschaftsfragen auch eng mit den Interessen der Auswanderer verbunden waren, so haben sie zweifellos dazu beigetragen, wenigstens in bestimmten Kreisen der Bevölkerung eine unfreundliche Stimmung aufkommen zu lassen. Die Atmosphäre gegenseitiger Gereiztheit, die Andrew Dickson White, als er 1896 zum zweitenmal als Botschafter nach Berlin kam, so sehr überraschte, ist mit darauf zurückzuführen.

Die eigentliche Schlüsselstellung aber für die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten ist immer England gewesen. Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, diese Tatsache in meinem Buche

genügend hervortreten zu lassen. Die Meinung, die die Deutschen und Amerikaner voneinander hatten und sich fortwährend bildeten, wurde von England her auch dann noch bestimmt, als sich der amerikanische Nachrichtendienst weitgehend von dem englischen unabhängig gemacht hatte. Bereits in der Zeit Bismarcks kann man die Anzeichen einer angelsächsischen Interessengemeinschaft auf dem amerikanischen Kontinent, mehr aber noch im Raume des Stillen Ozeans erkennen; eine Interessengemeinschaft, die in dem Augenblick politisch von Bedeutung werden konnte und auf die deutsch-amerikanischen Beziehungen zurückwirken mußte, als die Weltmächte das Schwergewicht ihrer Politik vom Atlantischen nach dem Stillen Ozean zu verlegen begannen.

Kapitel I.

Die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten bis zum amerikanischen Bürgerkrieg.

Zwei Tatsachen haben die Neuzeit bestimmt: die Entdeckung Amerikas und die Reformation ¹⁾. Die Religionskämpfe, die das ganze sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert erschüttern, finden in dem Ringen um den Besitz Amerikas ihre Ergänzung. Die Großmächte streben nach Ausdehnung ihrer Machtsphären. Nachdem sich zwei konfessionelle Lager gebildet hatten, mußte der nationale Raum erweitert werden. Deshalb ragt Amerika so tief in das europäische Schicksal hinein. Die Bedürfnisse der Handelspolitik, das Suchen nach neuen Handelsstraßen zum Orient, führten zur Entdeckung eines neuen Erdteils. Die eigentlich kolonialisatorischen Aufgaben wurden erst im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in Angriff genommen. Nach- und nebeneinander haben Portugal, Spanien, Holland, England und Frankreich sich den Besitz der neuen Welt streitig gemacht. Sieger ist schließlich England geblieben, nicht weil es stärker, sondern weil es weniger an Europa gebunden war.

Die Deutschen sind an diesen weltpolitischen Entscheidungen nicht beteiligt gewesen. Deutschland hatte die Reformationsbewegung ausgelöst, aber seine nationale Form damals noch nicht gefunden. Die Glaubensspaltung konnte nur die politische Zersetzung beschleunigen. Der Aufstieg der Westmächte, schon Jahrhunderte früher beginnend, setzte sich nach der Reformation in beschleunigtem Tempo fort. Die Reformation legte die Gesamtfront von Westen nach Osten um. Größe und Macht des mittelalterlichen Reiches hatten auf dem Einheitsgedanken des christlichen Abendlandes beruht. Mochte diese Einheit schließlich eine Fiktion sein, sie hatte den Deutschen erlaubt, mit geographisch unvorteilhaften und ethnographisch verschwommenen Grenzen ihre Kulturaufgabe in Europa zu erfüllen. Je mehr aber diese Idee den aufkommenden nationalen Gewalten gegenüber an Bedeutung

¹⁾ Vgl. für das Folgende A. Rein, Der Kampf Westeuropas um Nordamerika im 15. und 16. Jahrhundert.

verlor, desto deutlicher wurde offenbar, daß Deutschland kein klar umrissener Raum war. Westen und Osten trugen auf deutschem Boden ihre Gegensätze aus. Gleich Amerika wurde Deutschland für Jahrhunderte Schlachtfeld im eigentlichen und übertragenen Sinne. Die Not am eigenen Raum wurde ein entscheidender Faktor der deutschen Geschichte. Die Deutschen, die die Weite und das große Abenteuer suchten, gingen in die Fremde und in fremden Dienst. In Amerika fanden sie eine Zufluchtsstätte gegen Bedrängung und eine neue Heimat, wenn die alte sie nicht mehr ertrug. Die unmittelbaren Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges und die Einbruchfeldzüge Ludwigs XIV. führten die von William Penn gerufenen Pfälzer nach Pennsylvanien. Im neunzehnten Jahrhundert war die Zahl der deutschen Einwanderer zu Millionen angeschwollen. Sie kamen nicht als Soldaten unter eigener Flagge; aber mit den Angelsachsen zusammen eroberten sie die Erde Nordamerikas für die menschliche Zivilisation. Ihre Verdienste als Pioniere sind ihnen nicht abzustreiten. Sie waren besonders befähigt, unter schwierigsten Verhältnissen sich zu behaupten und auf vorgeschobenem Posten unvergleichlich; oft mehr bereit die Scholle, die sie einmal in Besitz genommen hatten, auszubauen und zu verteidigen, als es dem unruhig vorwärtsdrängenden Abenteuergeist der Angelsachsen lag. Das Gebiet, das die deutsche Einwanderung vornehmlich überflutete, zwischen Piedmont Plateau und dem Great Valley, ist ein Denkmal für deutschen Unternehmungsgeist und deutschen Fleiß geworden ²⁾.

Es ist deshalb auch nicht richtig, zu sagen, daß die Deutschen an der Entstehung der Vereinigten Staaten keinen Anteil gehabt hätten. Denn viele deutsche Kolonisten standen in den Reihen der amerikanischen Milizen, als der Krieg mit Frankreich um Kanada das Vorspiel zur Unabhängigkeitserklärung einleitete. In noch größerem Maße war dies natürlich im Unabhängigkeitskrieg der Fall. Ein deutscher Staat, Preußen, hat auch unmittelbar in das amerikanische Geschick eingegriffen. In dem jahrhundertelangen Kampf zwischen England und Frankreich war der Frieden von Aachen nur eine Atempause. Seit 1755 befanden sich die beiden Mächte faktisch wieder im Kriegszustand. Die Kolonialsysteme, auf amerikanischem Boden nebeneinander ausgebildet, waren so gegensätzlich, daß es zu fortwährenden Streitigkeiten kam. Die britischen Kolonien fühlten sich durch die mit den Franzosen verbündeten Indianerstämme in ihrer Sicherheit bedroht. Die Frage wurde zur Beantwortung reif, ob Nordamerika mehr ein protestantisches oder mehr ein katholisches Gesicht tragen sollte. Denn in einem

²⁾ Vgl. A. B. Faust, *Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten*, 2 Bde. 1912; ders., *The German Element in the United States*, 2 Bde. in einem, 1927, mit großer Bibliographie.

Strom von Blut war das protestantische Neufrankreich in Amerika kurz vor der Bartholomäusnacht den Spaniern unterlegen 3).

Die Westminster Konvention, die Preußen und England am 16. Januar 1756 abschlossen, verdankte ihre Entstehung dem Wunsch des englischen Königs, Hannover vor europäischen Verwicklungen zu sichern. Eine doppelte Garantie Rußlands und Preußens schien dieses Ziel zu erreichen. Friedrich hoffte durch diese Konvention noch rechtzeitig einen Keil in die drohende Koalition zu treiben, er glaubte, daß England als Zahlmeister für eine österreichisch-russisch-sächsische Kombination notwendig sei. Beide Teile täuschten sich. Rußland entzog sich, durch den Vertrag erbost, seinen Garantieverpflichtungen gegenüber Hannover. Friedrich erreichte weiter nichts, als daß nun erst recht die feindliche Koalition zusammengeschmiedet wurde.

Deswegen hat man in England das preußische Bündnis, als der europäische Krieg 1756 ausbrach, zunächst als eine sehr unerwünschte Bürde angesehen. In der Tat brauchte der äußerst bedrängte König von Preußen weit mehr Hilfe, als er zu gewähren vermochte. Wenn Georg II. durch die Konvention von Kloster Zeven, die von Friedrich II. als Verrat betrachtet wurde, die hannoverische Last abzustoßen versuchte, so war das vom britischen Standpunkt aus durchaus verständlich. Erst mit Roßbach änderte sich die Sachlage vollkommen. Die Jahre 1756 und 1757 hatten für England viele Schläge gebracht; besonders im zweiten Jahre des Siebenjährigen Krieges traf eine Hiobspost nach der anderen in London ein. Nach Kolin, Hastenbeck, Kalkutta kam am 16. August die Nachricht von der Aufgabe von Ostende und Nieuport, am 30. wurde der Verlust von Louisburg gemeldet. Nur eine gute Nachricht aus Indien stand dem gegenüber. Am 23. September kam die Nachricht, daß es dem von Madras nach Bengalen gesandten Oberst Clive gelungen war, Chandernagor, die französische Station am Hugli, zu erobern. Zu allem Unglück war auch die Flottenaktion gegen Frankreichs Küste gescheitert. Es läßt sich daher denken, was damals die frohe Kunde von Roßbach für die niedergedrückte englische Stimmung bedeutete. Mit einem Schlage wurde Friedrich zum willkommenen Verbündeten. Von diesem Zeitpunkt an begriff Pitt, daß Sieg oder Untergang Preußens auch entscheidend auf den Ausgang des Weltkrieges, den England führte, einwirken mußten 4). Wohl konnte der Krieg in Amerika 1759 mit der Einnahme von Quebec zu einem gewissen Abschluß gebracht werden. Aber schließlich ist erst durch die Erfolge, die

3) Rein S. 232.

4) The Cambridge History of the British Empire II, 460 ff.; R. Lodge, Great Britain and Prussia in the Eighteenth Century S. 74 ff. Für den Eindruck von Roßbach auf England vgl. A. v. Ruville, William Pitt II, 183.

über die französischen Waffen am Rhein errungen werden konnten, überhaupt durch Friedrichs des Großen unerwartet hartnäckigen Widerstand das Eingreifen Frankreichs in den europäischen Krieg zu dem großen Fehler geworden, der diesem Lande das amerikanische Kolonialreich kostete 5).

Es ist eigentümlich zu sehen, wie lebhaft man in Amerika die Wichtigkeit der preußischen Waffenerfolge für den amerikanischen Krieg empfand. Wohl war nach Roßbach der Zusammenhang der Kämpfe von England her stark unterstrichen worden. Pitt hatte die Parole des Religionskrieges ausgegeben, die auch im Parlament Widerhall fand 6). Es ging aber so weit, daß in den Kirchen Neuenglands für den Erfolg der friderizianischen Waffen gebetet wurde, „denn“, so meinte ein Prediger in Boston, „seine Siege sind auch unsere“ 7). Der Geistliche James Sterling von Kent County verherrlichte in einem Gedicht Friedrich als »royal comet«, als neuen Arminius 8). Besonders stark war natürlich der Eindruck bei den deutschen Kolonisten. Als Steuben zwanzig Jahre später auf seiner Reise nach dem Hauptquartier durch Pennsylvanien kam, stieß er überall auf Spuren der Bewunderung und Anhänglichkeit. Deutsche Gasthäuser in Philadelphia nannten sich »Zum König von Preußen«, in nicht wenigen Wohnungen fand Steuben das Bild seines Königs 9). Die zeitgenössische amerikanische Literatur hat dann Friedrich als Schiedsrichter, als weisesten Mann Europas und als einen Fürsten gerühmt, der schon vermöge seiner geistigen Überlegenheit auf der amerikanischen Seite stehen müsse. Washington nannte in einem Brief an Lafayette es die denkbar höchste Ehre, von einem so großen Staatsmann und Feldherrn wie Friedrich ehrenvoll empfangen zu werden 10). Die Legende, daß Friedrich Washington einen Degen

5) Den Standpunkt, daß es ein Fehler Frankreichs gewesen sei, in den europäischen Krieg einzugreifen, vertritt z. B. Bradley, *The Fight with France for North America* S. 140.

6) *The Parliamentary History of England from the earliest Period to the Year 1803* XV, 785 ff.

7) *Boston Evening Post*, 27. Juni 1793.

8) Frederick Wilkens, *Early Influence of German Literature in America, Americana-Germanica III*, S. 156.

9) F. Kapp, *Leben des amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm von Steuben* S. 61.

10) F. Kapp, *Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Amerika* S. 12. Vgl. auch das Urteil Benjamin Franklins über Friedrich: „... Three monarchs the most powerful in Europe besides the Swedes, on his Back at once; no magnamity (sic) but his own could think on bearing it; no Courage but his that would not sink under it; no any less Bravery Skill and Activity than his that would equal to it“; an David Hall, London, 8. April 1759; M. Victory, Benjamin Franklin and Germany, *Americana-Germanica* Nr. 21, S. 13.

übersandt habe, spricht ebenso für Friedrichs Ansehen in Amerika wie der vorübergehend aufgetauchte Gedanke, den Bruder des Königs, den Prinzen Heinrich, auf den Königsthron der selbständig gewordenen Kolonien zu setzen ¹¹⁾).

Friedrichs Ruhm und Autorität waren auch der eigentliche Grund dafür, daß während des Unabhängigkeitskrieges die amerikanischen Kommissare um sein Wohlwollen, ja um die Anerkennung der aufständischen Kolonien sehr nachdrücklich warben ¹²⁾. Man wird sich an und für sich hüten müssen, die politische Bedeutung des Reiches und seiner Staaten für die Aufständischen zu überschätzen. Frankreich als stärkster Gegenspieler Englands hatte den unbestrittenen Vorrang; dann kamen Rußland, Spanien, Portugal und Holland; Preußen und Österreich doch erst zu allerletzt ¹³⁾. Die kurzsichtige Politik der Kleinstaaten war nicht dazu angetan, die Achtung vor dem Reich zu heben. Der moralisch so verwerfliche Soldatenhandel für Englands Rechnung tat auch politisch schweren Abbruch. Es war doch keineswegs so, daß diese Verkäufe nach den damaligen Anschauungen entschuldigt werden können. Sie offenbarten so sehr die jammervolle Schwäche des Reiches, so lebhaft wandte sich inner- und außerhalb der deutschen Grenzen der Widerwille dagegen, daß die Rechtfertigungsversuche kläglich scheiterten ¹⁴⁾. Freilich war in diesen deutschen Söldnern der deutsche soldatische Ehrbegriff schon vorhanden, ihre Tapferkeit errang sich auch die Anerkennung des Feindes ¹⁵⁾. Die Kommissare haben im übrigen darauf geachtet, daß von Deutschland her keine Gefahr für die französische Politik entstand. Um das Bündnis mit Frankreich ging es für sie in allererster Linie.

Deshalb war auch Friedrichs Politik von Wichtigkeit. Die Aufständischen konnten sich beglückwünschen, daß der Preußenkönig, seit dem Siebenjährigen Kriege gegen die Engländer erbittert, ihnen die amerikanischen Unannehmlichkeiten gönnte. Er hat den Ernst des Aufstandes für England schnell erkannt. Trotzdem wünschte er nicht

¹¹⁾ Vgl. darüber R. Krauel, *Prince Henry of Prussia and the Regency of the United States 1786*, *American Historical Review* XVII, 44.

¹²⁾ Zum Folgenden: F. Kapp, *Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Amerika*; P. Harworth, *Frederick the Great and the American Revolution*, *American Historical Review* IX, 460 ff.

¹³⁾ So wird die Lage im Brief von John Adams an Baintree, 4. Aug. 1779 gekennzeichnet; *Works* VII, 99 ff.

¹⁴⁾ Z. B. Benjamin Franklin an John Winthrop, Paris, 1. Mai 1777, F. Whar-
ton, *The Revolutionary Diplomatic Correspondence of the United States* II, 311.

¹⁵⁾ Vgl. E. J. Lowell, *Die Hessen und die anderen deutschen Hilfstruppen im Kriege Großbritanniens gegen Amerika 1776—1783*, herausgegeben v. O. C. Verschuer.

sich irgendwie festzulegen. Sein vorübergehendes Verbot des Durchzuges britischer Hilfstruppen durch seine Lande war ein Gegenzug gegen die unfreundliche britische Politik in Danzig, eine ausschlaggebende Bedeutung hat dieses Verbot nicht gehabt¹⁶⁾. Die amerikanischen Kommissare waren zu diesem Zeitpunkt wegen der deutschen Truppentransporte schon nicht mehr sehr beunruhigt. Es hatte sich ein Sturm der Entrüstung gegen den Verkauf deutscher Soldaten inner- und außerhalb des Reiches erhoben, auch durften die deutschen Kleinfürsten kaum wagen, ihr Land allzusehr von Truppen zu entblößen¹⁷⁾. Freilich darf man Friedrichs starke Worte über den Soldatenhandel nicht nur als Taktik werten. Der Führer des stärksten deutschen Staates wurde das Sprachrohr der allgemeinen Kritik, ihm konnten die kleinen und eigensüchtigen Mittel der deutschen Höfe nur zuwider sein. So ist der Preußenkönig damals, wenn auch im wohlverstandenen preußischen Staatsinteresse, für politische Gesittung und das nationale Ansehen eingetreten. Es war ganz berechtigt, daß alle, die sich innerlich gegen die Schande auflehnten, Friedrich zujubelten. Im übrigen hat er sich den Lockungen der amerikanischen Kommissare zu entziehen gewußt. Es wurden unverbindliche Besprechungen über einen eventuellen Handelsaustausch angeknüpft, die aber nicht weitergediehen. Der König schrieb in einer Kabinettsorder an Schulenburg am 12. März 1777, daß ohne Flotte der Handel nicht geschützt werden könne¹⁸⁾. Die Amerikaner konnten nur die Zusage des Ministers von der Schulenburg vom 16. Januar 1778 erlangen, daß Preußen die Unabhängigkeit der Kolonien anerkennen werde, sobald Frankreich mit gutem Beispiel vorgegangen sei¹⁹⁾. Aber selbst diese Zusage konnte Friedrich nicht halten. Der Ausbruch des bayerischen Erbfolgekrieges 1778 lenkte seine Aufmerksamkeit stark ab. Jetzt konnte er sich eine offene Stellungnahme gegen England wegen Hannover überhaupt nicht mehr leisten, denn es kam darauf an, die hannoverische Armee von etwa 30000 Mann nicht in das feindliche Lager zu drängen.

¹⁶⁾ Vgl. E. Reimann, Neuere Geschichte des Preuß. Staates II, 651.

¹⁷⁾ Kapp überschätzt das Verbot in seiner Bedeutung; Friedrich der Große S. 70 f.; ders., Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika S. 157 ff. Von Harworth in dem schon erwähnten Artikel wird zeitliche Beschränkung des Verbotes betont. Vgl. auch A. Lee an das Committee of Foreign Affairs, Berlin, 11. Juni 1777: "... The consequence of the Prince of Hesse's conduct is beginning to be a lesson to the other German princes, so that it is not probable, they will draw any more supplies from them. The country of Hesse is depopulating so fast, from the apprehension of being forced into this service that the women are obliged to cultivate the lands . . ." Wharton II, 335.

¹⁸⁾ Kapp, Friedrich der Große S. 22.

¹⁹⁾ a. a. O. S. 52.

Aus dem gleichen Grunde war jetzt auch die Wiener Politik zur äußersten Vorsicht genötigt. Der amerikanische Kommissar beurteilte die Lage richtig, wenn er im September 1778 die Wahrscheinlichkeit einer offenen Parteinahme der Berliner oder Wiener Regierung als gering ansah ²⁰⁾. Beunruhigender war freilich vom amerikanischen Standpunkt aus die Möglichkeit, daß Frankreich durch Bündnispflicht gezwungen werden könne, in den Krieg einzugreifen und damit für die Teilnahme am amerikanischen Kriege nicht mehr in Betracht käme. Da aber Frankreich die Bundespflicht als nicht gegeben betrachtete und es trotz des Marsches Friedrichs nach Böhmen zu wirklich kriegerischen Unternehmungen nicht kam, waren die Amerikaner sehr erleichtert. „Wir haben gegenwärtig nichts von Deutschland zu fürchten“, meinte John Adams ²¹⁾. Von einer Freundschaft Friedrichs für die aufständischen Kolonien Großbritanniens darf man nicht sprechen. Die wohlwollende Neutralität Preußens gegenüber Frankreich, die einzig und allein — wenn man nicht den Einfluß, den Preußen damals in Holland wegen der preußischen Gemahlin des Statthalters besaß, erwähnen will — in die Wagschale fiel, war ein glücklicher Zufall, der sich aus der allgemeinen Mächtegruppierung ergab.

Es ist nicht anders, Preußens einziges, aber großes Geschenk — der Deutschen Gabe an die kämpfenden Kolonien — war ein früherer preußischer Offizier, Friedrich Wilhelm von Steuben, der sich 1777 den Amerikanern als Freiwilliger anbot ²²⁾. Er hatte am Siebenjährigen Kriege teilgenommen und war bei Roßbach verwundet worden. Der König hatte ihn nach dem Kriege belohnt. Wir vermögen nicht mit Sicherheit zu sagen, weshalb Steuben den preußischen Dienst verließ. Es scheint sich um persönliche Unstimmigkeiten gehandelt zu haben, entscheidend war wohl, daß er das eintönige Garnisonsleben nicht ertrug. Wir finden ihn als Hofmarschall des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, dann am Hofe Karl Friedrichs von Baden wieder. Durch Vermittlung des französischen Kriegsministers, des Grafen St. Germain, entstand der Plan, Steuben nach Amerika zu schicken. Die amerikanische Miliz brauchte einen geschulten, bewährten Offizier; St. Germain

²⁰⁾ William Lee an Committee of Foreign Affairs, Paris, 12. Sept. 1778, Wharton II, 714 ff.

²¹⁾ John Adams, Works VII, 19. Den Wert, den E. F. Hanfstaengl, Amerika und Europa von Marlborough bis Mirabeau S. 68 dem Bericht beimißt, besitzt er nicht. Dagegen sprechen die ruhigen Berichte der amerikanischen Kommissare aus dem Jahre 1778.

²²⁾ Zum Folgenden: F. Kapp, Leben des amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm von Steuben. Eine neue Steuben-Biographie, die vor allem Steubens Leben in Deutschland ausführlicher behandeln würde, ist ein dringendes Bedürfnis.

hatte Steuben seit dem Siebenjährigen Kriege beobachtet und hielt ihn für den geeigneten Mann. Steuben mußte in Amerika mit einem höheren Rang angekündigt werden, als er besaß. Die Verhandlungen führten zu keinem gesicherten Vertrag. Die Franzosen ließen ihn mit vielen guten Wünschen, aber ohne Versprechungen ziehen.

Steubens ehrenvolle Aufnahme in Amerika galt daher nicht in erster Linie dem Offizier des großen Königs. Es war der Abgesandte Frankreichs, der gefeiert wurde. Aber immerhin lief ihm der friderizianische Ruhm voraus. Von den Amerikanern deutschen Ursprungs wurde er herzlichst begrüßt. Washington kam ihm aus dem Hauptquartier entgegen. Steubens Name war die Losung des Tages.

Die militärische Lage der Aufständischen war zwar nicht geradezu verzweifelt, als Steuben im Hauptquartier von Valley Forge eintraf. Nach der britischen Kapitulation von Saratoga wird sogar Boston vom Feinde geräumt. Aber die amerikanische Miliz war in Auflösung begriffen. Es fehlte den Truppen am nötigsten und vor allem am rechten Geist. In Scharen strömten die Angeworbenen in die Heimat zurück. Im Angesicht des Feindes mußte Washington eine neue Armee sammeln. Steuben verstand kein Wort Englisch. Er hatte keine Zeit, sich an die ihm gänzlich fremden Verhältnisse zu gewöhnen. Er begann damit, die Truppe in kleinster Einheit zu schulen. Er selbst gab das Beispiel. Beispiel war hier alles. Er brachte den Amerikanern den preußischen Pflichtgedanken, das Verständnis für Disziplin. Aber er vermied preußische Methoden, die hier nicht hingehörten. So gelang es ihm, in kurzer Zeit erstaunliche Fortschritte zu erzielen. Aus einem bewaffneten Haufen wurden Soldaten einer Armee. Steuben hatte mit sehr vielen Widerständen zu kämpfen. Erst am 5. März 1778 wurde er Generalinspektor. Man neidete ihm, dem Fremden, seine Stellung. Washington wußte, was er an diesem Manne hatte. Steubens Exerzierreglement wurde allgemein eingeführt. Er bewährte sich auch an der Front unter schwierigsten Verhältnissen. Virginische Milizen wurden ihm unterstellt, mit denen er sich gegen disziplinierte englische Truppen halten mußte. Am Tage der Kapitulation von Yorktown, die den Krieg zugunsten der Aufständischen entschied, kommandierte Steuben in den Laufgräben. Im Heeresbericht wurde er besonders erwähnt. Der Enkel des Generals Greene hat Steubens militärische Verdienste im Unabhängigkeitskrieg neben denen Washingtons und seines Großvaters am höchsten bewertet ²³⁾. In der Tat wird es seiner persönlichen Leistung zuzuschreiben sein, wenn die

²³⁾ G. W. Greene, *The German Element in the War of American Independence* S. 85.

Amerikaner das militärische Selbstvertrauen erhielten, das ihnen zum Erfolge fehlte.

Nach dem Kriege, der für die Kolonien so erfolgreich verlief, träumte man vielfach in Europa von neuen Handelsmöglichkeiten. Besonders ließ Josef II. seine Phantasie in dieser Richtung schweifen und bereits während des Krieges mit John Adams Besprechungen anknüpfen. Triest, Fiume und die österreichischen Niederlande wurden als Basis eines ausgedehnten Handels genannt. John Adams, der sich im Haag aufhielt, befürwortete den Vertrag, obgleich das Haus Österreich Gegner der Bourbonen sei. Als Kaiser sei Josef II. ein Faktor, den man nicht übergehen könne ²⁴⁾. Aber diese nebelhaften Pläne zerrannen zu Wasser. Weit erfolgreicher gestalteten sich die Verhandlungen mit Preußen. Auch Friedrich teilte den allgemeinen Optimismus. So zurückhaltend er während des Krieges gewesen war, so entschieden drängte er jetzt zum Abschluß eines solchen Vertrages, nachdem die Hemmungen der Politik gefallen waren. Erst seit kurzem im Besitz von Ostfriesland, lag ihm viel an einem Ausbau von Emden zu einem bedeutenden Handelsplatz ²⁵⁾. Der Austausch von schlesischem Leinen gegen virginischen Tabak war bereits während des Krieges erörtert worden. Der Kongreß, der hauptsächlich aus politischen Gründen für Handelsverträge sehr zu haben war, beauftragte seine drei in Europa befindlichen Kommissare Franklin, Jefferson und Adams, mit dem Deutschen Reich, Preußen, Dänemark, Portugal, Spanien, dem Papst und Toskana über Freundschafts- und Handelsverträge zu verhandeln. Man dachte durch eine Kette von Verträgen das feste Gefüge des britischen Handelssystems zu lockern, im Kriegsfall sich gegen die englische Seewillkür den Rücken zu decken. Friedrich hatte im November 1783 seinen Pariser Gesandten beauftragt, mit den amerikanischen Kommissaren die Verbindung aufzunehmen ²⁶⁾. Als sich in Paris die Verhandlungen in die Länge zogen, wies er Thulemeyer im Haag zur Rücksprache mit Adams an. Die Amerikaner legten das Hauptgewicht auf die Sicherheit des Privateigentums im Seekriege, während Friedrich um der erhofften Handelsvorteile willen bereit war, auf alle amerikanischen Wünsche einzugehen, da Preußen kaum in einen großen Seekrieg verwickelt werden konnte. So kam am 24. September 1785 der Preußisch-Amerikanische Vertrag zu-

²⁴⁾ Vgl. Hanfstaengl, Amerika und Europa S. 115 ff.; Adams, Works VIII, 95 ff.

²⁵⁾ a. a. O. Works VII, 107 f.; B. M. Victory, Benjamin Franklin and Germany S. 14.

²⁶⁾ Zum Folgenden: Kapp, Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten S. 86 ff.

stande, der zum erstenmal vom Grundsatz »Frei Schiff—Frei Gut« ausging. Dauernde Beschlagnahme von Privateigentum sollte überhaupt unmöglich sein. Einige menschenfreundliche Sätze über die Behandlung von Gefangenen stammten aus der Feder Franklins. Der Vertrag mit Preußen wurde von Washington als der freisinnigste bezeichnet, der je von unabhängigen Mächten abgeschlossen worden sei, „durchaus originell in verschiedenen seiner Artikel, und wenn seine Grundsätze später als die Grundlagen der Verbindung zwischen Nationen gelten sollten, so wird er mehr als irgendeine bisher von der Menschheit versuchte Maßregel dazu beitragen, eine allgemeine Befriedung herbeizuführen“²⁷⁾. Es ist in der Tat der Geist, der diesem Vertrag eine bemerkenswerte Note verleiht. Es war eine einzigartige Kundgebung für die Fortentwicklung des Seekriegsrechts. In ihrem ersten Vertrag haben Preußen und die Vereinigten Staaten sich für die Unverletzlichkeit des Privateigentums auf hoher See ausgesprochen. Es sollte noch manche Gelegenheit zu gemeinsamem Vorgehen in dieser Hinsicht kommen, nicht immer ist sie jedoch von Preußen genügend genutzt worden²⁸⁾.

Zunächst stand freilich der Vertrag noch größtenteils auf dem Papier. In dem fortdauernden Kriege zwischen Frankreich und England war willkürlicher als je mit den Rechten der Neutralen umgesprungen worden; niemand verspürte das schmerzlicher am eigenen Leibe als die junge amerikanische Republik. In ihrer schwierigen Zwischenstellung mußte sie damit rechnen, in einen Krieg gegen England oder Frankreich gedrängt zu werden. Im Jay-Vertrage mit England von 1795 hatten die Amerikaner den Grundsatz »Frei Schiff—Frei Gut« preisgegeben. Das hatte Paris übel vermerkt, das Direktorium erklärte, sich nicht länger an die früheren Abmachungen halten zu wollen. 1796 kam es zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Die Gruppe, der Alexander Hamilton, Gouverneur Morris und John Quincy Adams, der Sohn des damaligen Präsidenten, angehörten, war für Krieg mit Frankreich, eine starke Partei, geführt von Jefferson, aber entschieden dagegen. In dieser Zeit der Spannung blickten die Amerikaner auch aufmerksam auf Preußen. Besonders Morris, der als amerikanischer Sondergesandter die Revolution in Frankreich von Anfang an erlebt hatte und den tiefsten Abscheu gegen die Schreckensherrschaft in Paris empfand, arbeitete auf eigene Faust für den Plan eines allgemeinen Bündnisses gegen Frankreich. Von den europäischen Festlandmächten schien ihm für das Zustandekommen eines solchen Bundes Preußen am allerwichtigsten zu sein. Als er 1796 in Berlin eintraf,

²⁷⁾ The Writings of George Washington IX, 182.

²⁸⁾ Vgl. S. 59, Fußnote 9.

erklärte er dem Staatsminister von Haugwitz, er betrachte unter den gegenwärtigen Umständen Preußen als Herrn des europäischen Geschickes. Morris versuchte mit Hannover als Lockmittel Preußen für ein Bündnis mit England zu ködern. Er verfocht diesen Gedanken mit Hartnäckigkeit und ließ sich auch nicht durch den skeptischen britischen Gesandten Lord Elgin entmutigen, der die Abhängigkeit der preußischen Politik von Frankreich sehr klar sah. Immer wieder berichtete Morris dem britischen Minister Lord Grenville, daß Hannover an Preußen kommen müsse. Das Reich bestehe faktisch nicht mehr. Die Ereignisse am Rhein und in Italien hätten in Wien alles in Verwirrung gebracht. Frankreich könne jeden Vorteil daraus ziehen. Das Schicksal Europas liege in der Hand der preußischen Regierung. Wolle England Hilfe, so müsse es Hannover an Preußen überlassen. Von einem Erfolg dieses Planes konnte bei der gegebenen Lage keine Rede sein. Haugwitz wich aus, er hatte Preußen schon zu fest an das System der Neutralität gebunden ²⁹⁾).

Kann man bei Morris' Mission kaum von amtlicher amerikanischer Politik sprechen, so war diese entschieden maßgebend, als John Quincy Adams 1797 nach Berlin kam. Ohne Morris' hohe Einschätzung der preußischen Rolle wäre der Präsident vermutlich kaum auf den Gedanken gekommen, seinen Sohn nach Berlin zu schicken. Aber es war ein anderer Grundgedanke, von dem er und sein Sohn ausgingen. Sie wollten die Politik der bewaffneten Neutralität wieder beleben, den Gedanken Katharinas von Rußland, der während des Siebenjährigen Krieges sich so außerordentlich nützlich auch für Amerika erwiesen hatte. Von einem Zusammenschluß der nordischen Mächte versprachen sich die Vereinigten Staaten im Zeichen der bewaffneten Neutralität für den Schutz ihres Handels viel. John Adams hatte seinen Sohn in einem Schreiben vom 2. Juni 1797 nicht auf Berlin festgelegt ³⁰⁾, aber John Quincy, der vom Haag her kam, erkannte schnell, daß seine nordeuropäische Mission sich von Berlin aus gut erfüllen ließ, er konnte

²⁹⁾ The Diary and Letters of Gouverneur Morris II, 174 ff.

³⁰⁾ "The part which the King of Prussia means to take, either during the war, or at and after the peace, and what his relations are to be in future towards France and England, will be important for us to know. The Emperor of all the Russians, too, and the Emperor of Germany, are important luminaries for the political telescope to observe. In short, what is to be the future system of Europe, and how we best can preserve friendship with them all, and be most useful to them all, are speculations and inquiries worthy of your head and heart. You have wisely taken all Europe for your theatre, and I hope will continue to do as you have done. Send us all the information you can collect. I wish you to continue your practice of writing freely to me, and cautiously to the office of State"; Works VIII, 545.

von dort auch die Verträge mit Rußland und Schweden in die Wege leiten. Besonderes Interesse hatte der Präsident an der Erneuerung des Handelsvertrages mit Preußen nicht, höchstens an einer anderen Fassung der §§ 12 und 13. Denn es schien ihm zu gefährlich zu sein, wie er dem Staatssekretär Pickering am 30. Sept. 1798 mitteilte, in einem Augenblick, wo Amerika zu einem Kriege gezwungen werden könne, Frankreich und seinen Kolonien zu gestatten, sich mit allem, ja mit amerikanischen Waren auf preußischen, schwedischen oder dänischen Schiffen zu versorgen ³¹⁾. Sein Sohn schlug daher am 11. Juli 1798 dem preußischen Staatsministerium vor, den Artikel 12 dahin abzuändern, daß auf feindlichen Schiffen auch neutrales Eigentum nicht frei sein solle. Die preußische Regierung lehnte jedoch ab, weil Preußen den Handel mit den jetzigen kriegführenden Mächten besonders in Ansehung der ost- und westindischen Waren nicht entbehren könne. Auch befürchtete man in Berlin, daß sich die nordischen Mächte, vor allem Schweden, nicht auf eine solche Änderung einlassen würden ³²⁾. Adams, der nicht sehr stark drängte, war zu einem Vergleich bereit. Man verschob die endgültige Regelung auf eine spätere Zeit. Für den gegenwärtigen Krieg wurde vereinbart, daß die Kriegsschiffe und Kaper der kriegführenden Macht sich gegen die Kauffahrer der Neutralen so freundlich verhalten sollten, wie der Verlauf des Krieges es gestatte, und daß sie die allgemein anerkannten Grundsätze und Regeln des Völkerrechtes befolgen sollten. Auch einige andere Bestimmungen wurden etwas verändert, im übrigen lehnte sich der Vertrag von 1799 eng an den 1785 geschlossenen an ³³⁾.

An seine Hauptaufgabe, die Beobachtung von Nordeuropa, ging Adams mit größtem Eifer ³⁴⁾. Genau wie Morris war er über die anmaßende Politik des französischen Direktoriums sehr erbittert. Er verstand die unentschiedene Politik seines Landes nicht. Aber er wollte keine Stärkung Englands durch ein allgemeines Bündnis; die bewaffnete Neutralität schien ihm der gegenwärtigen Situation am besten zu entsprechen. Adams hoffte, Preußen für diesen Gedanken leicht zu gewinnen. Er sah die Dinge so an: seit dem Baseler Frieden sei die preußische Politik auf der Neutralität aufgebaut, auf ihr beruhe Preußens gegenwärtige starke Stellung. Als er nach Berlin kam, hatte gerade Frankreich sein Dekret gegen die neutrale Schifffahrt

³¹⁾ Works VIII, 598 f.

³²⁾ Haugwitz an Adams, 1. August 1798.

³³⁾ Kapp, Friedrich der Große S. 144 f.

³⁴⁾ Zum Folgenden: Writings of John Quincy Adams, 2 Bde.; Memoirs of J. Q. Adams I, 193 ff., sowie unveröffentlichte Briefe und Berichte von J. Q. Adams (Archiv Staatsdepartement Washington).

erlassen. Es schien daher ein günstiger Augenblick zu sein, um den Zusammenschluß der nordischen Mächte zum Schutz der bedrohten Handelsinteressen anzuregen. Wie Adams die Gesamtsituation beurteilte, geht aus seinem Brief an William Van Murray vom 20. März 1798 sehr klar hervor. Er hielt danach ein Zusammenwirken der nordischen Mächte, zu denen er auch Preußen zählte, für durchaus möglich, da für sie lockende Aussichten in Westindien vorhanden seien. Seit der Entdeckung Amerikas habe es keine solche Gelegenheit gegeben, die Handelsbeziehungen Europas zu ändern³⁵⁾. Tatsächlich war Haugwitz nicht ganz abgeneigt. Er versprach eine entsprechende Mitteilung, sobald die Antwort auf die Vorstellungen bei den Höfen eingelaufen sei. Der Minister gab zu, daß es nur drei Möglichkeiten gäbe, wenn Frankreich auf seinem Dekret bestehe: die Schädigung des Handels einfach hinzunehmen, sich in die Arme Englands zu werfen oder über ein System zu beraten, das den gemeinsamen Interessen Rechnung trage. Für die letzte Lösung schien Haugwitz zu sein, wenigstens nach dem Eindruck von Adams³⁶⁾. Aber dieser mußte bald erkennen, daß man mit der damaligen preußischen Regierung keine große Politik machen konnte. Trotzdem blieb er bis 1801 in Berlin, um seine Regierung über die nordeuropäische Politik auf dem laufenden zu halten. Von der Jahrhundertwende ab, als es der Union gelang, mit dem Ersten Konsul sich vorläufig zu verständigen, drehte John Quincy Adams die Spitze seines Speeres mehr gegen England; schmerzlich bedauerte er angesichts der britischen Seeüberlegenheit das Fehlen jeglichen Einverständnisses zwischen den nordischen Mächten. Dazwischen bereiste Adams Schlesien; diese Provinz beurteilte er als den interessantesten Teil des preußischen Landes, als den einzigen, mit dem sich ein Handelsverkehr lohnen würde³⁷⁾. Nach dem Sturz seines Vaters infolge der Präsidentschaftswahl von 1800 war auch seine preußische Mission beendet, man hatte kein Verständnis für die Wichtigkeit eines Beobachtungspostens im Norden Europas. Schon an dem Zustandekommen des Handelsvertrages mit Preußen hatte der Kongreß nur sehr schwaches Interesse gezeigt³⁸⁾.

35) Writings II, 270.

36) a. a. O. II, 257 ff.

37) J. Q. Adams an Pickering, Leipzig, 4. Oktober 1800. Vgl. über diese Reise a. J. Q. Adams, *Letters on Silesia written during a Tour through that Country in the Year 1800—1801*. Deutsch: *Briefe über Schlesien*, aus dem Englischen von F. G. Friese.

38) Pickering an Adams, Philadelphia, 7. Jan. 1800: "... that it has (the treaty) not been sooner decided upon, seems to be owing to the little interest which any treaty with Prussia could excite, she not being a maritime power, nor as yet connected with us by commerce".

Mit Adams' Weggang von Berlin hören aber auch direkte politische Beziehungen zwischen den beiden Ländern vorläufig auf. In der Zeit Metternichs reißt Österreich die Führung gänzlich an sich, von Amerika aus gesehen, befand sich Preußen schon während der Unabhängigkeitskämpfe der südamerikanischen Kolonien ganz im Gefolge Österreichs³⁹⁾. Metternich fühlte sich als der Schirmherr Europas, er wandte sich am schärfsten gegen die Monroedoktrin (1823): „... Was würde aus unsern politischen und religiösen Einrichtungen, aus der moralischen Kraft unserer Regierungen und dem konservativen System, das Europa vor vollständiger Auflösung bewahrt hat, wenn diese Flut von verderblichen Doktrinen und schädlichen Beispielen sich über ganz Amerika verbreitete?“⁴⁰⁾. So wurde das System Metternichs von der amerikanischen Demokratie als Gegenpol empfunden. Der amerikanischen Ideologie waren die Elemente besonders verhaßt, die sich in der Verbindung Metternich-Österreich verkörperten: politische Reaktion, Katholizismus und Unterdrückung der Nationalitäten. Bis in die Revolutionsjahre von 1848—49 herrschte eine Art Geheimkrieg zwischen den Vereinigten Staaten und Österreich. In den ungarischen Freiheitskampf von 1848 mischten sich die Amerikaner sogar direkt ein, indem sie eine Sondermission zur Begrüßung der Aufständischen hinschickten. Ein ernsthaftes diplomatisches Nachspiel war die Folge⁴¹⁾.

Die Tatsache, daß Österreich als eine Quelle des politischen Übels angesehen wurde, kam Preußen im amerikanischen Urteil zugute. Die Rolle, die dieses Land in einem Abschnitt der amerikanischen Geschichte gespielt hatte, übertrug sich unwillkürlich auf das Bild, das man sich von diesem Land entworfen hatte. Vor allem galt Preußen für lange Zeit als die protestantische Vormacht auf dem Festlande. Der Kampf Friedrichs für die protestantische Sache im Siebenjährigen Kriege wurde ihm so wenig vergessen, wie dem Großen Kurfürsten die Aufnahme der Hugenotten nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes. Der bedeutendste amerikanische Historiker der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, George Bancroft, gab in seiner Geschichte der Vereinigten Staaten Preußen einen Ehrenplatz. Mit großartig zu nennender Einseitigkeit faßte er dort Demokratie als eine Art Gottesgnadentum auf und sah in dem Aufstieg des amerikanischen Volkes den Triumph des Protestantismus. In diesem Zusammenhang war ihm der Brandenburgisch-Preußische Staat dasjenige Land, das für den Protestantismus in Europa ähnliches voll-

39) D. Perkins, *The Monroe Doctrine* S. 167.

40) a. a. O. S. 167.

41) Vgl. M. E. Curti, *Austria and the United States 1848—1852* S. 150 ff.

bracht hatte wie Nordamerika. Nach dem Dreißigjährigen Kriege, so meinte er, waren für deutsche Protestanten nur Amerika und Brandenburg Lichtpunkte. Washington, Pitt und Friedrich hätten für die Freiheit der Welt gewirkt ⁴²⁾. So ist auch John Motleys Geschichte der Niederlande eine Darstellung des protestantisch-germanischen Freiheitskampfes gegen die römisch-katholische Tyrannei Spaniens geworden. Und gerade Preußen blieb in den Augen der Amerikaner mit dem Begriff der geistigen Freiheit verbunden. Man nannte es, zum mindesten in Neuengland, trotz der in amerikanischen Augen so belastenden »politischen Rückständigkeit«, wegen der allgemeinen Schulpflicht, der Denkfreiheit, der Blüte seiner Wissenschaft mit einer gewissen Achtung. Wir sagen ja auch kaum Neues, wenn wir eine ferne Verwandtschaft zwischen puritanischem und preußischem Lebensstil feststellen, eine ähnliche Arbeitsethik, die das Verständnis besonders mit dem Norden Deutschlands erleichterte. So mancher Amerikaner, der in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts Deutschland bereiste, war verwundert, wie einfach, »wie republikanisch« sich das tägliche Leben dort abspielte, welch großen Spielraum die absolute Monarchie der persönlichen Freiheit des Einzelnen beließ ⁴³⁾. Ja, selbst die allgemeine Wehrpflicht wurde gelegentlich als ein vorzügliches Mittel für die Erziehung zur wahren demokratischen Gesinnung der Bürger nicht ohne Neid angesehen ⁴⁴⁾.

Aber läßt sich in dieser Einschränkung bei dem amerikanischen Denken über Preußen eine ziemlich bestimmte Grundrichtung erkennen, so blieb die Beurteilung Deutschlands um so unklarer. Begreiflich, da das Fehlen eines repräsentativen deutschen Typus und der Mangel an Kulturzentren, wie sie England und vor allem Frankreich besaßen, die Meinungsbildung sehr erschwerten. Es kam hinzu, daß Deutschland weit über den Zeitpunkt hinaus, bis zu dem die Unvollkommenheit in der Technik der Berichterstattung dies erklärt, hauptsächlich auf dem Wege über England in seinen verschiedenen

⁴²⁾ Vgl. G. Bancroft, *History of the United States of America* X, 83 ff.

⁴³⁾ " . . . The badges of monarchy being thus remote and the nobility who resides in the province having generally their houses in the country, the manners of the people in the towns have more of a republican than of a monarchical cast; and the general equality among the people give them a social turn, which I have seldom seen in other parts of Germany", J. Q. Adams, *Letters on Silesia* S. 177.

Auch der spätere Präsident Buchanan meinte nach einer Rheinreise im August 1833, daß "there is a great freedom of speech allowed throughout the Prussian dominions and in those east of the Rhine. The king is popular notwithstanding the violation of his promise to give them a constitution"; G. T. Curtis, *Life of James Buchanan* I, 219. Vgl. H. Greeley, *Glances at Europe* S. 266.

⁴⁴⁾ Vgl. z. B. J. Bigelow, *Retrospections of an active life* IV, 429 ff.

Erscheinungsformen den Amerikanern bekannt wurde. In den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts verbanden die Amerikaner mit deutscher geistiger Kultur noch keine klare Vorstellung. Wohl waren schon vor 1826 in englischer Übersetzung eine Anzahl von deutschen Büchern in Amerika erschienen, von Goethe z. B. »Hermann und Dorothea« und der Werther, der sogar mehrfach aufgelegt wurde. Aber Amerikaner, die deutsch auch nur zu lesen verstanden, waren zu zählen. Die französische Bildung beherrschte, wie in Europa, die oberen Klassen. So weit ging die Unkenntnis der deutschen Sprache, daß der Schriftsteller George Ticknor keinen Sprachlehrer für das Deutsche finden konnte, als ihn das Buch der Madame de Staël, das zum erstenmal in englischer Übersetzung 1814 in New York erschien, zum Studium des Deutschen anregte ⁴⁵⁾.

Ein zweites Moment, das für die Meinungsbildung der Amerikaner von Bedeutung werden sollte, waren die aus Deutschland Einwandernden. Unwillkürlich übertrug sich das Urteil über die deutschen Kolonisten auf die Ansichten über die Deutschen ganz allgemein. Bewunderte man jener Tüchtigkeit und ordnungsliebenden Sinn, so wurden diejenigen Eigenschaften, die den Amerikanern am meisten mißfielen, mit dem Sammelnamen »dutch« abgetan, eine Bezeichnung, die einen Beigeschmack von Geringschätzung hatte, denn die Holländer galten vielfach als phlegmatisch, übermäßige Trinker und Mißhandler ihrer Frauen ⁴⁶⁾. Andererseits wurden aber auch die Amerikaner durch die Auffassung beeinflußt, welche die deutschen Kolonisten aus ihrer Heimat mitbrachten. Die Einstellung dieser Kolonisten gegen Deutschland war häufig voll von Ressentiment, denn ihre schlechte wirtschaftliche Lage, religiöse oder politische Nöte hatten sie zur Auswanderung veranlaßt. Da es überdies für die Amerikaner aus dem Erleben der Raumweite heraus schwer war, die besonderen Verhältnisse Europas, und gerade Deutschlands, richtig zu würdigen, die mit der Raumege besonders zu erklären sind, so kam es nur allzu häufig dazu, daß dieses Urteil ein verzerrtes oder gar von politischer Tageskonjunktur abhängiges Bild spiegelte.

Kann man also die Amerikaner auf keine bestimmte Meinung über die Deutschen festlegen, so läßt sich doch sagen, daß solche mit geistigen Ansprüchen sich vielfach zu Deutschland hingezogen ge-

⁴⁵⁾ F. A. Wilkens, *Early Influence of German Literature in America*, *Americana-Germanica* Bd. III, 156 ff.

⁴⁶⁾ Der Ausdruck "dutch" hatte nicht immer eine herabsetzende Bedeutung gehabt, aber doch häufig. Vgl. C. W. Wendte, *America and Germany* S. 8. Während des Sezessionskrieges wurde der Ausdruck besonders viel im Süden im übelwollenden Sinne gebraucht: O. Heusinger, *Amerikanische Kriegsbilder* S. 53.

fühlt haben. Die Berichte von Reisenden bewegen sich in dieser Richtung; so wenn z. B. der Schriftsteller Henry James von Homburg am 28. Juli 1873 den Aufenthalt eines Abends im Kurgarten beschreibt, wo er das Gefühl einer Inspiration erhalten habe, wie niemals in Italien. William James gesteht in einem Briefe an O. W. Holmes von Berlin, 17. September 1867, seine Sympathien für die Deutschen, deren Ehrenhaftigkeit, Mangel an falscher Scham und Geldgier ihn angenehm berühren, da dies den Verkehr mit ihnen so angenehm gestalte⁴⁷⁾. Die geistigen Kreise Neuenglands sind sich im besonderen Maße des Dankes bewußt gewesen, den sie unmittelbar oder mittelbar der deutschen Kultur schuldeten. Die hervorragendsten Vertreter neuenglischen Schrifttums in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, Emerson, Longfellow, Thoreau waren meist selbst in Deutschland gewesen und von dorthier in ihrem Denken sehr stark beeinflußt worden. Der von Emerson begründete Transzendentalismus läßt sich ohne Hegel und Kant nicht denken. Trotzdem kann man bei den wenigen Amerikanern, die sich im neunzehnten Jahrhundert eingehend mit deutscher Dichtung befaßten, eine Schranke feststellen, über die sie nicht hinwegkamen. Es ist die moralische Betrachtungsweise, die dem puritanisch beeinflußten Denken eigentümlich ist, der Glaube, daß alle geistige Kultur nur der Besserung der Menschheit und ihrer Erziehung zu dienen habe. Auch Emerson, der innerlich freieste von ihnen, der die deutsche Wissenschaft bewunderte, hat an diesem Punkte haltgemacht⁴⁸⁾. Wirft er doch Goethe in einem Essay vor, er habe die letzten Tiefen des Genius nicht erreicht. Er habe nicht die höchste Einheit verehrt, er sei unfähig gewesen, sich moralischen Empfindungen ganz hinzugeben⁴⁹⁾. George Bancroft, der für das Verständnis deutscher Kulturwerte in Amerika viel getan hat, ersparte Goethe nicht den Vorwurf, häufiger die aus der Phantasie entstandenen Leiden und raffinierten Laster als Gefühle der Liebe und wahrer Menschlichkeit geschildert zu haben⁵⁰⁾. Nur Bayard Taylor, halber deutscher Ab-

47) H. James, *Transatlantic Sketches* S. 362; *Letters of William James I.* 98 ff.

48) Ein Urteil Emersons über die deutsche Wissenschaft sei hier festgehalten: "I think the Germans have an integrity of mind which sets their science above all other. They have not this science in scraps, this science on stilts. They have posed certain philosophical facts, on which all is built, the doctrine of immanence as it is called, by which everything is the cause of itself, or stands there for its own, and repeats in its own all other; the ground of everything is immanent in that thing. Everything is organic, freedom also, not to add, but to grow and unfold"; R. W. Emerson, *Journals IX*, 30 f.

49) R. W. Emerson, *Works IV*, 284.

50) "... Instead of describing sentiments of tenderness and true humanity, he has more frequently sketched the sorrows, which spring from the imagination

kunft und mit einer Deutschen verheiratet, war von dieser Befangenheit gänzlich frei. In einem Aufsatz »Weimar in June« hat er gerade Goethes Verhältnis zu den Frauen in Schutz genommen. Kein Dichter sei hierin so mißverstanden worden, wie Goethe ⁵¹⁾. Taylors Faustübersetzung ist die bewunderungswürdige Leistung eines Menschen, der sich in den Genius eines fremden Landes ganz hineinzufühlen vermochte.

Merkwürdig schwankend und unausgeglichen in dieser Epoche war das deutsche Urteil über die Amerikaner ⁵²⁾. Auch dieses Urteil hing stark von den Eindrücken deutscher Auswanderer ab. Begeisterte Zustimmung und schroffe Ablehnung richteten sich häufig nach den erfüllten Hoffnungen oder bitteren Enttäuschungen der aus Deutschland Ausgewanderten. Aus einem engen Raum blickte der Deutsche sehnsüchtig in das Land der unermesslichen Weiten und fühlte sich dann wieder von der kalten und unpersönlichen Atmosphäre abgestoßen, die ihn in Amerika empfing. Die gegen die bestehenden Zustände Ankämpfenden sahen in Amerika ihren Rückhalt und ihren Trost. Mit großem Beifall wurde daher in Deutschland der Unabhängigkeitskampf aufgenommen; die Vertreter des Sturmes und Dranges wetteiferten mit den Klassikern in überschwenglichen Lobliedern. Für die Aufklärung war die Begründung des amerikanischen Staates deshalb so bedeutungsvoll, weil hier „der mündige Mensch in freier Vereinbarung sich selber einen Staat schuf, in dem er frei sein eigenes Geschick zu bestimmen hatte“ ⁵³⁾. Man glaubte sich einer neuen Entwicklungsstufe des Menschheitsideals gegenüber zu sehen. Schroff ablehnend war dagegen die Romantik; nach ihrer organischen Auffassung vom Staat durfte die Union als Staat nicht gelten. Beim Jungen Deutschland waren die Ansichten geteilt, einige, wie Börne, bekannten ihre Sympathien, andere, wie Heine oder Gutzkow, waren durchaus ablehnend. Bei Lenau finden wir die Gegensätze vereint. Sein romantisches Empfinden schwärmte für die noch ungebrochene Natur Amerikas. Aber vor der greifbaren Wirklichkeit schlug seine Begeisterung in das Gegenteil um. Er nannte nach seinem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten die Amerikaner

and the vices of refinement . . . he never was carried away by our holy enthusiasm for truth and freedom“; *Literary and Historical Miscellanies* S. 193 und 201.

⁵¹⁾ *Atlantic Monthly* 1877 S. 61 ff.

⁵²⁾ H. Meyer, *Nordamerika im Urteil des deutschen Schrifttums bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts* S. 8. Vgl. auch P. Weber, *America in Imaginative German Literature in the first Half of the Nineteenth Century*; J. T. Hatfield and E. Hochbaum, *The Influence of the American Revolution upon German Literature*, *Americana-Germanica* Bd. III, 338 ff.; Bancroft, *History of the United States* X, 89 ff.

⁵³⁾ Meyer, *Nordamerika im Urteil deutschen Schrifttums* S. 12 ff.

seelenlos, einzig und allein dem Materialismus ergeben. Auch die amerikanische Natur schien ihm ohne Gemüt und ohne Phantasie zu sein ⁵⁴). Den Kampf gegen die Amerikaschwärmerei hat Kürnbergers politischer Roman »Der Amerikamüde« aufgenommen. Kürnberger sprach den Amerikanern jeden Sinn für das Geistige ab, dabei wurde von ihm aber dem materiellen Grundprinzip, das Amerika beherrsche, die Bedeutung nicht aberkannt.

Das Interesse an einem Handel mit Deutschland war in Amerika zunächst schwächer entwickelt als umgekehrt. Der Prozentsatz der amerikanischen Ausfuhr nach Deutschland sank zwischen 1810 und 1820 bedeutend. England wie Frankreich waren für den Ausfuhrhandel der Union bei weitem wichtiger ⁵⁵). Man hielt es nicht einmal der Mühe für wert, einen diplomatischen Vertreter in Berlin zu haben. Auch die konsularischen Büros wurden meist erst in den zwanziger Jahren eingerichtet. Anders vom preußischen Standpunkt. Hier wurde bald die Notwendigkeit empfunden, einen ständigen Beobachter nach Amerika zu setzen. Dieser Zwang ergab sich aus der amerikanischen Zollpolitik, deren Anfänge bereits um 1816 lagen. Es war Preußens Vertreter in Washington, Friedrich Greuhms, Verdienst, daß in der Kongreßakte vom 3. März 1819 die völlige Gleichstellung der in den nordamerikanischen Häfen einlaufenden preußischen Schiffe mit den amerikanischen bestimmt wurde. Aber diese Gegenseitigkeit war zeitlich beschränkt ⁵⁶). Es trat wieder ein vertragsloser Zustand ein, sodaß eine diplomatische Mission, für die sich besonders das preußische Handelsministerium einsetzte (28. Juli 1822), geboten erschien. Als erster Ministerresident ging Dr. Niederstetter nach Washington. Er versuchte zunächst Greuhms Werk fortzuführen. Aber der Gesetzentwurf wegen Gleichstellung der preußischen Schiffe mit den amerikanischen ging im Kongreß nicht durch. Unter diesen Umständen war es der preußischen Regierung erwünscht, zu einem Vertrag zu kommen. Unverbindliche Besprechungen waren schon vorher aufgenommen worden. Es traf sich glücklich, daß in diesen Jahren John Quincy Adams im Weißen Hause regierte, der einzige, der ein wenig über die Aussichten eines Handels mit Deutschland Bescheid wußte. Die preußische Regierung wollte einen Gegenseitigkeitsvertrag, in dem festgelegt werden sollte, daß im Falle eines Seekrieges die Flagge die Ladung gegenseitig decke. Dagegen wünschte man von einer neuen

⁵⁴) T. Baker, *Lenau and Young Germany*.

⁵⁵) G. M. Fisk, *Die handelspolitischen und sonstigen völkerrechtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika* S. 54 berechnet, daß die Ausfuhr des amerikanischen Handels zwischen 1810 und 1820 nach Deutschland auf 3,21% zurückgegangen sei.

⁵⁶) Denkschrift Greuhm, Berlin, 22. Mai 1822.

Formulierung des Grundsatzes »Frei Schiff—Frei Gut« abzusehen. Es wurde preußischerseits die Hoffnung ausgesprochen, daß im Falle eines Krieges dieser Punkt liberal behandelt werden möge. Niederstetter sollte betonen, daß die Regierung grundsätzlich an den früheren Bestimmungen festhalte. So enthielt auch der vom Staatssekretär Henry Clay vorgelegte Entwurf nur einen einzigen Artikel über die Freiheit des Privateigentums und ließ alle anderen maritimen Artikel der beiden früheren Verträge fallen. Der Präsident fand das bedenklich. Er empfahl einen ergänzenden Artikel, der alle diejenigen Bestimmungen zusammenfasse, die sich unter Umständen noch als nützlich erweisen könnten. Niederstetter schlug vor, den 18. Artikel des Handelsvertrages der Vereinigten Staaten mit Schweden von 1783 in den preußisch-amerikanischen Entwurf miteinzufügen, der besagte, daß ein Schiff, wenn es von den Kapern des anderen Landes aufgegriffen und nicht länger in Feindesgewalt als 24 Stunden gewesen sei, dem Eigentümer zurückgegeben werden solle⁵⁷⁾. Der Präsident war damit einverstanden, der Staatssekretär hätte gern eine etwas genauere Bestimmung der Blockade gewünscht, aber Niederstetter hatte dafür keine Instruktion. Bei der Ratifikation schlug der preußische Vertreter vor, den Vertrag noch durch drei Artikel zu ergänzen: Aufgabe der Kaperei, Definition der Blockade, Beifügung einer Liste von Kriegskonterbande-Gegenständen. Die amerikanische Regierung wich aber aus⁵⁸⁾. So kam der Vertrag vom 1. Mai 1828 zustande, der 1829 noch einige Zusatzartikel erhielt. § 5 war auf dem Grundsatz der Meistbegünstigung aufgebaut. Keine höheren Abgaben sollten danach „auf den Eingang der Erzeugnisse des Bodens oder des Kunstfleißes des Königreichs Preußen in die Vereinigten Staaten und auf den Eingang der Erzeugnisse des Bodens oder des Kunstfleißes der Vereinigten Staaten in das Königreich Preußen gelegt werden, welche auf dieselben Artikel, wenn sie Erzeugnisse des Bodens oder Kunstfleißes irgendeines anderen Landes seien, gelegt sind oder gelegt werden möchten“. Dieselbe Bestimmung wurde für die Ausfuhr getroffen. Dagegen gab der § 9 dem Vertrag den Charakter eines Gegenseitigkeitsvertrages. Er enthielt die Reziprozitätsklausel, die von den Vereinigten Staaten bei vielen ihrer Verträge angewandt worden war, „wenn von einem der kontrahierenden Teile in der Folge anderen Nationen irgendeine besondere Begünstigung in betreff des Handels oder der Schifffahrt zugestanden werden sollte, so solle diese Begünstigung sofort

57) *Treaties and Conventions concluded between the United States of America and other Powers since July 1776*, S. 1047.

58) Pr. Ministerium des Inneren an Auswärtiges, 22. Aug. 1827; Erlaß an Niederstetter vom 16. Okt. 1827. Vgl. a. J. Q. Adams, *Memoirs VII*, 515 ff., sowie *Treaties and Conventions S. 1377 ff.*